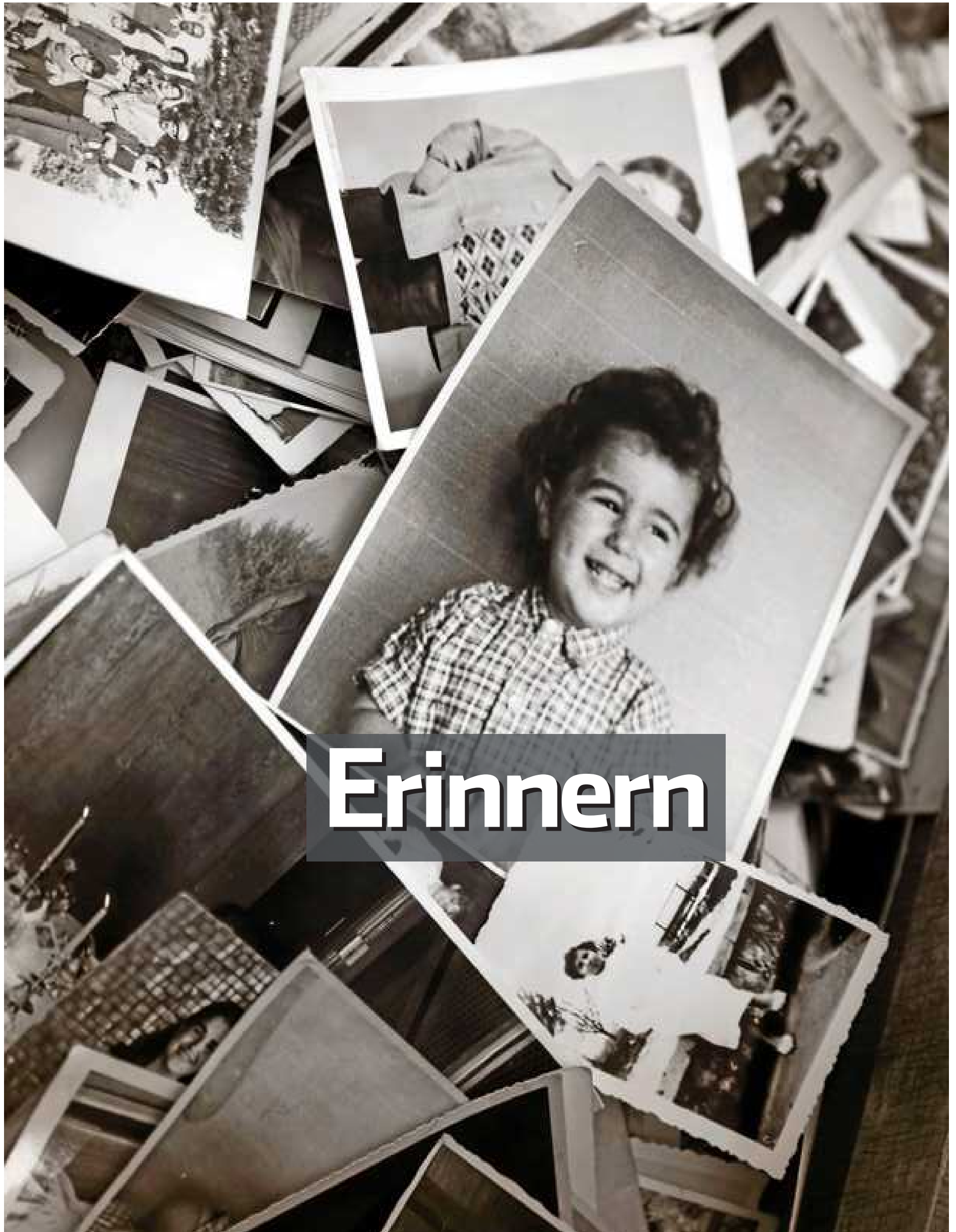


HIMMEL & ELBE

Hamburger  Abendblatt

Eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche,
der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg

29. Oktober 2021



Erinnern



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wenn ich an das Wort Erinnerung denke, durchfahren mich ganz unterschiedliche Gefühle. Zum einen denke ich dabei an meine Jugend, besonders Lieder können besondere Momente von damals bei mir hervorholen. Ich denke an Menschen, die mir wichtig und lieb waren, die jetzt nicht mehr da sind. Aber dann gibt es auch das kollektive Erinnern, das in Deutschland eng mit dem Holocaust verbunden ist. Sichtbar ist es im öffentlichen Raum, etwa weil man über Stolpersteine läuft, die an den Wohnort Ermordeter erinnern, oder weil Denkmäler auf Täter oder Opfer hinweisen.

Gerade diesen Monat erst wurde die Gründung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme vor 40 Jahren gefeiert. Ein Grund mehr für uns, einmal bei Hanno Billerbeck, Pastor für kirchliche Gedenkstättenarbeit, nachzufragen, wie er die Erinnerung an die Verfolgten des Nazi-Regimes aufrechterhält und Jugendliche für das Thema interessiert.

Erinnerungen an das eigene Leben mit seinen verschlungenen Wegen halten auch Biografie-Werkstätten fest, die regelmäßig Bücher mit den Erzählungen vor allem von älteren Zeitzeugen sammeln und veröffentlichen. Was die Arbeit dort so reizvoll macht, hat Ann-Britt Petersen in der Paulus-Kirchengemeinde in Altona erkundet. Reizvoll und längst salonfähig sind für viele Menschen auch Tattoos. Manche verewigen die Namen und Geburtstage ihrer Kinder auf der Haut, andere verbinden mit Motiven und Symbolen auf ihrem Arm besondere Momente – oder sehen sie nur unter ästhetischen Gesichtspunkten. Wir haben in einem Tattoo-Studio mal erforscht, wie viel Erinnerungskultur auf den Körper gebracht wird.

Und erinnern Sie sich noch an Ihre Pubertät? An dieses Gefühlschaos, die Streitereien mit den Eltern, den inneren Aufstand? Daran sollten Eltern öfter denken, denn dann lässt sich der Stress mit den eigenen Kindern besser ertragen, rät Matthäus Joskowski von der Jugendhilfe der Hamburger Caritas in unserer Familienzeit. Viel Spaß beim Schwelgen in Erinnerungen wünscht Ihnen

Ihre Sabine Tesche

„Himmel & Elbe“ ist eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche, der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg.

Redaktion

Verantwortlich: Sabine Tesche

Mitarbeit: Ann-Britt Petersen, Ann-Kathrin Brenke

Theologischer Beirat: Hauptpastor und Propst Dr. Martin Vetter

Gestaltung: Andreas Weigand

Schlussredaktion: Lektornet

Titelfoto: Getty Images

Redaktion: 040/55 44-71156; E-Mail: sabine.tesche@abendblatt.de

www.abendblatt.de/kirchen

Nächste Ausgabe: 10.12.2021



SCHWERPUNKT

zum Thema Erinnerung. Mit einem Essay über das auffällige Fehlen von weiblichen Personen in der Bibel. Außerdem eine Reportage aus einem Tattoo-Studio und ein Besuch in der Biografie-Werkstatt der Paulus-Kirchengemeinde in Altona.

SEITE 4-6

INTERVIEW

mit Pastor Hanno Billerbeck, dessen Büro sich direkt in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme befindet. Er erklärt, wie er Jugendliche für das Thema Gedenken an die Nazi-Verbrechen interessiert und warum das Erinnern an Verfolgte so wichtig ist.

SEITE 7

QUERBEET

durch die Kirchenlandschaft. Mit einem Vortrag über die Systemrelevanz von Kirchen, einem Seminartag am Ewigkeitssonntag, einem Stärkungsgottesdienst für Frauen und einer neuen Online-Veranstaltungsreihe des katholischen Trauerzentrums. In seiner Kolumne schreibt Andreas Hüser über die Bedeutung von neuen Kirchennamen.

SEITE 8

GLAUBENS-ABC

über das Beichtgeheimnis und warum man Pastorinnen und Pastoren seine Sorgen getrost anvertrauen kann – geschrieben von Bischöfin Kirsten Fehrs.

SEITE 9

TERMINE & ADRESSEN

für Ende Oktober, November und Anfang Dezember. Außerdem: In der Ausstellung „Was bleibt“ erzählen Menschen anhand von Erinnerungsstücken, was für sie Bestand hat. Vom 29.10. bis 7.11. ist die Ausstellung in der Taufkapelle der Hauptkirche St. Nikolai am Klosterstern zu sehen.

SEITE 10-11

FAMILIENZEIT

mit Tipps, wie Eltern und Kinder die Pubertät gemeinsam gut bewältigen können.

SEITE 12

Medienmacherin mit viel Vertrauen

Anja Würzberg wurde der christliche Glaube quasi in die Wiege gelegt. Als Pastorentochter lernte sie das Christentum früh kennen. Doch erst in einer Ausnahmesituation erfuhr sie die tiefe Verbundenheit zu Gott, die sie bis heute trägt



Die Programmchefin von NDR Kultur Anja Würzberg-Wollermann fühlt sich in ihrer Gemeinde der Marktkirche Poppenbüttel zu Hause.

FOTO: MICHAEL RAUHE

ANN-BRITT PETERSEN

Schlicht, fast ein wenig kühl wirkt das Innere der Marktkirche in Poppenbüttel. Schmucklose helle Wände, hellbraune Kirchenbänke, und bläulich schimmernde Kirchenfenster beherrschen das in den 1960er-Jahren entstandene Gotteshaus. Und doch zieht eine Kostbarkeit im Seitenschiff die Blicke auf sich: der hölzerne Abendmahl-Altar des norddeutschen Bildhauers Otto Flath. Die lebensgroßen Figuren von Jesus und seinen Jüngern versinnbildlichen die durch Jesus verbundene Gemeinschaft. Auch Anja Würzberg fühlt sich von dem Werk angesprochen, doch es ist bei Weitem nicht das Einzige, was ihr an dieser Kirche gefällt.

Als Gemeindeglied hat sich Anja Würzberg bewusst für die Marktkirche entschieden. „Diese Gemeinde geht aktiv auf Menschen zu und ist ein Treffpunkt für viele. Sie ist ein Ort, wo Gemeinschaft gelebt wird“, sagt die NDR-Journalistin. Regelmäßig komme sie mit ihrem Mann zum sonntäglichen Gottesdienst. „Und der ist, man glaubt es kaum, immer gut besucht, und zwar von allen Generationen und allen sozialen Schichten“, sagt die 51-Jährige. Für sie ist die Feier des Gottesdienstes ein wichtiges Ereignis, bei dem „ich Gott danke für alles, was mir in der Woche an Gutem widerfahren ist“.

Ihre persönliche Beziehung zu Gott möchte sie nicht allein feiern. „Christ sein kann man nicht allein. Wir sind Teil einer Gemeinschaft. Ich freue mich sonntags auf die Menschen, auf die Musik und auf eine inspirierende Predigt, die auch in

meinen Alltag hineinwirkt“, sagt sie mit ihrer kräftigen, freundlichen Stimme.

Der Glaube ist ihr sozusagen in die Wiege gelegt worden: „Ich bin eine doppelte Pastorentochter“, sagt die gebürtige Westfälin und lacht. Beide Eltern sind Pastoren. Aufgewachsen ist sie im Ruhrgebiet. „Meine beiden jüngeren Brüder und ich waren von Kindesbeinen an in der Kirche.“ Als sie zehn Jahre alt war, trennten sich die Eltern. Sie und ihre Brüder blieben bei der Mutter. In dem Pfarr Haushalt war immer etwas los, die Türen standen für jeden offen. „Man wusste nie, wen man antraf, wenn man von der Schule nach Hause kam“, erinnert sie sich. Es kamen Menschen zu Trau- oder Trauergesprächen oder Obdachlose, die um Hilfe baten. Daneben spielte sich der zuweilen leicht chaotische Familienalltag mit einer berufstätigen, alleinerziehenden Mutter ab. Aber sie erlebte auch, wie die Mutter von der Elternrolle in die Rolle der Amtsperson wechselte, wie sich ihre Stimme veränderte, wenn sie im Talar predigte. „Ich konnte meiner Mutter praktisch beim Arbeiten zuschauen“, sagt sie. Der Glaube an Gott war für sie so selbstverständlich wie das Tischgebet und der Kirchengang.

Erst mit der Pubertät kamen Zweifel, weniger an Gott, sondern eher an der Glaubenspraxis. Jahrelang ging sie nicht mehr in die Kirche, nicht mal zu Weihnachten. „Ich konnte den frommen Gesang nicht mehr ertragen, die überheblich wirkende Selbstgewissheit mancher kirchlicher Würdenträger“, sagt die Protestantin. Doch ein Austritt kam für sie nie infrage. „Bei allem Unfertigen und Unvollkommenen ist Kirche als Gemein-

schaft der Gläubigen erhaltenswert“, ist Würzberg überzeugt.

Im jungen Erwachsenenalter wandte sich Würzberg wieder der Kirche zu, begann ein Theologiestudium, doch das wurde ihr bald langweilig. „Vieles vom Lernstoff kam mir durch mein Zuhause schon bekannt vor“, sagt sie. Sie sattelte um auf Journalistik mit Evangelischer Theologie im Nebenfach. „In dem neuen Studium musste ich aus meiner Komfortzone heraustreten, das hat mich anders gefordert und machte mir Freude.“ Es führte die im Gespräch sehr zugewandte Frau zur Karriere. Die begann nach Abschluss des Volontariats als Fernsehjournalistin beim WDR. 2002 wechselte sie zum NDR, moderierte die TV-Sendung „Hallo Niedersachsen“.

Schließlich kam sie nach Hamburg, wo sie weitere Positionen beim Sender übernahm, unter anderem die Leitung der Fernsehredaktion Religion und Gesellschaft. Seit November 2020 ist sie Programmchefin der Radiowelle NDR Kultur, ein Programmbereich, der nun crossmedial erweitert wird.

Für die Bewältigung ihrer anspruchsvollen Aufgaben lässt sie sich auch von christlichen Aussagen leiten. Etwa von ihrem Konfirmationsspruch aus dem

2. Brief des Paulus an Timotheus. Darin heißt es, dass Gott den Menschen nicht den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit gegeben habe. „Keine Angst vor Autoritäten oder widrigen Umständen zu haben, das hilft mir im Alltag“, sagt Würzberg. Es gebe ihr die Freiheit, unabhängig zu agieren. Doch zugleich wolle sie diese Freiheit im Sinne Martin Luthers für das Wohl ihrer Mitmenschen einsetzen. „Meine Leitungsaufgabe im NDR ist eine Dienstleistung. Ich bin dafür da, die Kolleginnen und Kollegen stark zu machen, damit sie erfolgreich arbeiten können“, sagt sie.

Dass Glauben kein Gedankenspiel ist, sondern eine spürbare Erfahrung, wurde ihr als 26-Jähriger bei der Geburt ihrer ersten Tochter bewusst. Die kam als Frühchen mit nur 1000 Gramm Körpergewicht zur Welt, und die junge Mutter betete Tag und Nacht um das Überleben ihres Kindes. „Plötzlich war ich damit konfrontiert, dass etwas nicht mehr in meiner Hand liegt. Was mir Halt gab, war mein Vertrauen in die Kraft Gottes.“ Inzwischen sind ihre Erstgeborene und auch ihre zweite Tochter erfolgreiche Jurastudentinnen – „standfest und widerstandsfähig“, findet die Mutter.

Ihr privates Glück hat sie in ihrer Ehe mit Tobias Wollermann gefunden. Mit ihm lebe sie den Glauben im Alltag. Regelmäßig besuchen beide das Kloster Volkenroda in Thüringen. Das sei ein magischer Ort zum Beten und Innegedenken, aber auch lebendig und modern, dank der vielfältigen Menschen, die dort aufeinandertreffen. Und damit ist dieser Ort für sie ebenso eine Herzensheimat wie die Marktkirche Poppenbüttel.

Keine Angst vor widrigen Umständen zu haben, das hilft mir im Alltag.

Anja Würzberg

Wo sind die weiblichen Stimmen?

Bedeutende Frauen werden in der Bibel kaum erwähnt. Doch gegen diese Geschichtsvergessenheit hilft Erinnerung

VERONIKA SCHLÖR

Was prägt unser Gedächtnis? An wen erinnern Sie sich? Und wodurch? Vielleicht durch Fotos, Briefe oder Geschichten, die immer wieder erzählt werden. Davon, wie der Großonkel den Krieg überstanden hat. Oder wie die alte Freundesclique in den 70er-Jahren zu dem legendären Stones-Konzert fuhr. Solche Geschichten werden erzählt, wenn die Familie, wenn der Freundeskreis zusammenkommt. Sie bringen uns einander näher, da sie uns bewusst machen, dass wir eine geteilte Erinnerung, eine geteilte Geschichte haben.

Auch die Kirche ist eine Erinnerungsgemeinschaft. Auch sie braucht und hat ihre Geschichten. Natürlich steht hier die Geschichte Gottes mit seinem Volk und im Neuen Testament diejenige von Jesu im Zentrum. Aber Jesus war ein Mensch, dessen Wesen und Botschaft sich vor allem in seinen Beziehungen zu Gott und den Menschen zeigte. Deswegen sind die Menschen um ihn herum so wichtig, und das, was sie mit ihm erlebt, wie sie mit ihm zusammen gehandelt haben. Und auch die Erinnerung daran, wie die ersten christlichen Gemeinschaften gelebt haben, wie sie versucht haben, die neue und befreiende Botschaft Jesu umzusetzen, ist elementar. Wer fällt Ihnen da ein? Welche Figuren bestimmen unser Bild von der Gemeinschaft um Jesus und danach von den ersten Christen? Ich schreibe bewusst „Christen“, denn es sind fast ausschließlich Männer, die im allgemeinen Gedächtnis verankert sind. Wenn es Ihnen anders geht: umso besser!

„Und Gott sprach:
Die Töchter
Zelofhads
haben recht.“

4. Buch Mose

„Zu Ihrem Gedächtnis“ heißt ein Buch aus den 1980er-Jahren, das schon selbst der Erinnerung bedarf. Die katholische Theologin Elisabeth Schüssler Fiorenza hat darin eine „feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge“ vorgestellt. Es ist keine einfache Sache, die Historie um die Dimension der Geschichte von Frauen zu erweitern und den Blick zu ergänzen oder auch zu verschieben. Denn die Texte aus der Zeit des Urchristentums, die uns als Grundlage geblieben sind, wurden selbst in einer Zeit verfasst, die alleine von Männern geprägt war. Es braucht also eine besondere Herangehensweise.



So stellt sich die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) die Apostelin „Junia“ vor, die seit einem Jahr auch die Titelgeberin des Mitgliederzeitung des größten katholischen Frauenverbandes ist.

ILLUSTRATION: KFD/CHRISTINA CLASSEN

Elisabeth Schüssler Fiorenza nennt das eine „Hermeneutik des Verdachts“ – eine Lesart, bei der mitgedacht ist, was zwischen den Zeilen steht. Ein Beispiel: Wenn Frauen geboten wird, in der Gemeinde zu schweigen, zeigt das implizit, dass sie eben nicht geschwiegen haben. Sonst hätte es des Gebotes ja nicht bedurft. Wo also sind ihre Stimmen?

Mit dieser kritisch-feministischen Methode konnte Schüssler Fiorenza die Spuren von Frauen aufdecken. Kenntnisse aus der Sozialgeschichte bezog sie ein. Das Leben der Menschen im Umkreis und in der Nachfolge Jesu zeigt, dass es sich bei diesen Christinnen und Christen um eine „Nachfolgemeinschaft von Gleichgestellten“ handelte, die miteinander solidarisch war.

Darauf weist zum Beispiel die Ge-

schichte von der Salbung Jesu durch eine Frau im Markusevangelium hin. Über sie sagt Jesus: „Auf der ganzen Welt, wo das Evangelium verkündet wird, wird man auch erzählen, was sie getan hat, zu ihrem Gedächtnis.“ Von dieser Frau wird kein Name überliefert, doch von anderen sehr wohl. Der Apostel Paulus selbst, ein Mann, der hin- und hergerissen ist zwischen alten patriarchalen und neuen, gleichberechtigten Strukturen, erwähnt in seinen Briefen an die ersten christlichen Gemeinden Frauen als Mitarbeiterinnen: zum Beispiel Priska, Apphia, Phöbe, Tryphäna, Tryphosa, Persis.

Manche sind inzwischen bekannter geworden, so auch Junia. In seinem Brief an die Gemeinde in Rom nennt Paulus Junia sogar „Apostelin“. Jahrhundertlang war in diesem Brief allerdings von einem

„Junias“ zu lesen, ein Männername. Nur, dass die historische Wissenschaft erforscht hat, dass es diesen Namen nie gegeben hat und aus Junia irgendwann ein Mann gemacht wurde. Einfach, weil man(n) es sich nicht vorstellen konnte, dass eine Frau den Ehrentitel „Apostelin“ trägt. In den neuen Bibelübersetzungen steht an dieser Stelle nun also wieder „Junia“, wie es richtig ist und ihr und der Erinnerung an sie gebührt.

Mitte September organisierte die Katholische Akademie Hamburg zusammen mit anderen Bildungshäusern eine internationale Tagung mit dem Titel „Frauenpower und Männermacht“. Es ging um Potenziale und Hindernisse für eine gleichberechtigte Beteiligung von Frauen in der Katholischen Kirche. Es kamen Theologinnen aus Afrika, Asien, Europa, Südamerika und den USA zu Wort. Eine beeindruckende Stimme war die von Dr. Nontando Hadebe. Eine Südafrikanerin, die das internationale Netzwerk Catholic Women Speak (CWS) vertritt. Dieses Netzwerk stellt sich in die Tradition einer biblischen Frauengeschichte, nämlich in die der fünf Töchter Zelofhads von denen das 4. Buch Mose erzählt – mit Namen Machla, Tirza, Hogla, Milka and Noa. Die Frauen erreichen ihr Ziel, die Erb-Ordnung zugunsten von Frauen zu ändern, indem sie gemeinsam auftreten, aber jede aus ihrer Perspektive spricht. Dann heißt es: „Und Gott sprach: Die Töchter Zelofhads haben recht.“ Gott spricht den Frauen das Recht auf eigenen Grund und Boden zu. So ist heute CWS organisiert: solidarisch im Ziel für mehr Geschlechtergerechtigkeit und dabei so, dass jede einzelne sich mit ihrem je eigenen Hintergrund einbringen kann.

In der katholischen Kirche werden beileibe nicht nur in Deutschland die Frauen lauter, die ihre Erfahrungen und Fähigkeiten zu Gehör bringen und die mehr wollen. Erinnerung kann dabei stärken und unterstützen. Denn wer sich in eine Tradition stellen kann, steht nicht wurzellos da. Erinnerung an die biblischen und die historischen starken Frauengestalten – an die Kirchenlehrerinnen Hildegard von Bingen, Katharina von Siena und andere – ist unendlich wertvoll. Genauso wie die Erinnerung an Vorkämpferinnen wie die ersten Theologinnen und Feministinnen, aber auch an die ganz normalen Frauen im persönlichen Umfeld – Mütter, Schwestern, Freundinnen, die mir den Weg gewiesen haben und zur Seite gestanden sind.

Auch die Erinnerung an schon einmal Erforschtes und erworbenes Wissen ist nicht zu unterschätzen, denn nur wenn diese Weitergabe intakt ist, muss das Rad nicht in jeder Generation neu erfunden werden. Die Kirchen kranken zuweilen an Geschichtsvergessenheit. Andere Jahrhunderte kannten durchaus eine andere Praxis, was die Aufgaben von Frauen in ihr angeht. Gegen Geschichtsvergessenheit hilft: Erinnerung!

Die Autorin ist katholische Theologin und Dozentin an der Katholischen Akademie Hamburg.

Tattoos bleiben meist ein Leben lang – für manche sind sie Körperschmuck, andere verewigen auf ihrer Haut prägende Ereignisse. Besuch in einem Hamburger Atelier

ANN-KATHRIN BRENKE

Konzentriert blickt Tobias Tietchen durch seine runde Brille und fährt routiniert mit der Tätowiermaschine über die Haut. Zwischendurch setzt er ab, wischt überschüssige Farbe vom Oberarm und tunkt die Nadel in eines der kleinen Farbtöpfchen in Grautönen neben sich. Der Arm gehört Anika Hamacher. Sie ist Kundin im Atelier Tietchen, einem Tattoo-Studio in Barmbek. Mit übereinandergeschlagenen Beinen liegt sie auf der Liege. Sie hat es sich bequem gemacht. Nur ihr Gesicht ist leicht angespannt. Das Atelier hat Wohnzimmeratmosphäre. Es ist lichtdurchflutet und detailverliebt gestaltet – mit Grünpflanzen auf Fensterbänken, Cocktailsesseln und Tattoo-Zeichnungen an den Wänden. Allein das Surren der Tätowiermaschine erinnert daran, dass es hier unter die Haut geht.

Seit sechs Jahren betreiben Tobias Tietchen und seine Frau Sarah-Ann Tietchen, die ebenfalls Tätowiererin ist, ihr Atelier. Auf eine persönliche Atmosphäre legen die beiden wert, nicht nur bei der Raumgestaltung. „Wir nehmen uns viel Zeit für unsere Kunden“, sagt der 33-Jährige. „Eine eingehende Beratung ist uns wichtig“. Der studierte Grafikdesigner mag den direkten Kontakt zu den Kunden. Das hat ihm in seinem vorherigen Berufsfeld gefehlt.

Die Vorstellungen und Wünsche der Kundschaft sind ganz unterschiedlich. „Es ist nicht selten, dass Motive an geliebte Menschen erinnern“, erzählt Sarah-Ann Tietchen. „Das kann die Kaffeekanne der verstorbenen Oma sein oder eine Vase mit ihrer Lieblingsblume. Die Motive haben immer etwas mit der Persönlichkeit der Menschen zu tun.“ Sie stehen für Hobbys, Lieblingsvereine oder Heimatverbundenheit. Sie erinnern an bestimmte Lebensabschnitte, an einen Urlaub, die Geburt des Kindes, den Heiratsantrag oder an Durch- und Erlebtes. Für eine Kundin hat Sarah-Ann Tietchen (35) einmal einen Krebs mit Boxhandschuhen entworfen. Die Frau hatte ihren Brustkrebs besiegt. „Tattoos sind quasi das eigene Leben in Bildern“, ergänzt Tobias, „ein visuelles Tagebuch“.

Anika Hamacher ist zum siebten Mal hier. Ihre Beine und ihr linker Arm sind schon großflächig tätowiert. Heute beginnt Tobias Tietchen auf dem rechten Oberarm. Das Motiv steht bereits seit einem Jahr fest. Es ist das Konterfei einer Figur aus der britischen Fernsehserie „Peaky Blinders“, die im Birmingham der 20er-Jahre spielt. Dieser Schauplatz hat Anika Hamacher in den Bann gezogen. Sechs Stunden muss sie auf dem Tätowierstuhl durchhalten. In einem nächsten Termin sollen weitere Motive der Serie auf den Unterarm.

Mit Seefahrerromantik – Meerjungfrauen und brennenden Herzen – haben



Anika Hamacher lässt sich eine Filmfigur von Tätowierer Tobias Tietchen auf den Arm stechen. FOTO: MARCELO HERNANDEZ

Ein Tagebuch in Bildern

Tattoos heute nicht mehr viel zu tun. Tattoos sind eine Kunstform. Es gibt Messen mit international gefragten Künstlerinnen und Künstlern. „Manche Menschen tragen richtige Kunstsammlungen auf dem Körper“, sagt Tobias Tietchen.

Es ist nicht selten, dass Motive an geliebte Menschen erinnern. Das kann die Kaffeekanne der verstorbenen Oma sein oder eine Vase mit ihrer Lieblingsblume.

Tätowiererin Sarah-Ann Tietchen

Was früher Subkultur war, ist heute salonfähig. „In den letzten Jahren hat sich da richtig viel verändert“, erzählt Sarah-Ann Tietchen. Für viele Arbeitgebende stellen Tattoos kein Problem mehr dar, und in den Drogeriemärkten stehen Pflegeprodukte für tätowierte Haut in den Regalen. Tätowierer ist in Deutschland kein Lehrberuf. Das Handwerkszeug wird autodidaktisch erlernt oder von etablierten Tätowierenden vermittelt. Und anders als noch vor einigen Jahren sind es heute überwiegend Frauen, die in dieses Berufsfeld einsteigen. Der Kundenstamm

im Atelier Tietchen ist zwischen 25 und 40 Jahre alt. Es sind überwiegend Menschen aus kreativen und sozialen Berufen.

Auch Anika Hamacher arbeitet in einem kreativen Berufsfeld. Sie ist Dekorateurin in Mönchengladbach und gestaltet bundesweit Räume und Verkaufsflächen. Tätowieren lässt sie sich, was ihr ästhetisch gefällt. Ob ein Motiv lebenslang zu ihr passt, ist nicht entscheidend. „Danach gehört es einfach zu mir“, sagt die 29-Jährige. Mit einer Ausnahme. Ihr rechtes Schienbein ziert eine Fackel. Auch dieses Tattoo hat Tobias Tietchen gestochen. Darunter verbirgt sich ein älteres Motiv. „Das war mal ein gebrochenes Herz“, erzählt Anika Hamacher. „Das stand für einen Verlust. Aber irgendwann wollte ich das nicht mehr.“ „Makeover“ heißen solche Tattoos, die frühere überdecken. „Das kommt eher selten vor“, sagt Tobias Tietchen. „Tätowierungen wachsen mit einem mit.“ Unmittelbar nach dem Termin für die Fackel bekam Anika Hamacher die Nachricht vom plötzlichen Tod eines Menschen aus ihrem Bekanntenkreis. „Jetzt steht das Tattoo in gewisser Weise wieder für einen Verlust“, erzählt sie.

Auch Motive selbst sind kleine Zeitreisen. Typisch für die 90er-Jahre sind zum Beispiel Tribals über dem Steißbein oder der Stacheldraht um den Oberarm. Jede Zeit hat ihre Mode. Ein Trend sind derzeit „Fine-Line-Tattoos“, also Motive aus feinen Linien und filigranen Elementen. Das Atelier Tietchen hat einen anderen Stil, bunt und großflächig. „Der eigene

Stil ist wie die persönliche Handschrift. Man entwickelt einen bestimmten Schwung der Linien oder verwendet wiederkehrende Elemente“, erklärt Tobias Tietchen.

Das Tätowierer-Paar lehnt auch mal Anfragen ab. Wenn die Vorstellung der Kundinnen nicht mit der Stilrichtung des Ateliers zusammengehen. Oder wenn Kunden sehr jung sind und im Beratungsgespräch der Eindruck entsteht, dass der Wunsch nicht ausreichend durchdacht ist. „Manchmal muss man die Personen auch schützen“, sagt Sarah-Ann Tietchen. Denn wer tätowiert ist, zieht Blicke auf sich, schmeichelhafte und unangenehme, und erntet unbetene Kommentare. „Das muss man wissen und aushalten können“, sagt Sarah-Ann Tietchen.

Ein bis zwei Kundinnen am Tag werden im Atelier Tietchen tätowiert. Auf einen Termin wartet man bis zu einem Jahr. Der Großteil der Kundschaft sind Stammkunden. „Man begleitet Menschen oft über Jahre“, erzählt Tobias Tietchen. „Da wächst auch ein Vertrauensverhältnis.“ Anika Hamacher bestätigt das. „Wenn man einmal jemanden gefunden hat, wechselt man nicht mehr. Schließlich bleibt so ein Tattoo ein Leben lang auf dem Körper.“ Zwei Stunden hat Anika Hamacher noch vor sich. Die Haut um die schwarzen Linien und grauen Schattierungen ist gereizt und rot. Doch die Farbe kommt erst jetzt. „Aber wenn man hier rausgeht, hat man schon vergessen, dass man gelitten hat.“

Rückblick auf bewegte Jahre

In der **Biografiewerkstatt der Pauluskirche Altona** schreiben Ehrenamtliche die Geschichten älterer Mitmenschen auf und veröffentlichen sie in einem Sammelband

ANN-BRITT PETERSEN

Karl Heinz Klopp war sieben Jahre alt, als im Sommer 1943 der Feuersturm über Hamburg hereinbrach. Er erinnert sich noch genau, wie nach den Bombenangriffen der Alliierten sein Stadtteil Eimsbüttel in Flammen stand. „Wir flohen durch brennende Straßen in den nächsten Röhrenbunker. Weil man vor Ruß und Rauch kaum atmen konnte, wickelte uns unsere Mutter nasse Mullbinden vor das Gesicht“, erzählt der heute 85-Jährige.

Wie er den Krieg überlebte, seine Jugend in Altona verbrachte, eine Familie gründete und ein glückliches Leben mit vielen Höhen erlebte, etwa als er seine ebenfalls aus Altona stammende Frau traf und seine drei Kinder geboren wurden, davon hat er Helga Thomsen von der Biografiewerkstatt Pauluskirche Altona bereitwillig berichtet. „Es ist so spannend und oft berührend zu hören, wie die Menschen damals gelebt und überlebt haben, meine Eltern haben nie so offen über ihre Vergangenheit erzählt“, sagt Biografin Helga Thomsen. Die 73-Jährige ist eine von zehn ehrenamtlichen Autorinnen der Biografiewerkstatt Pauluskirche Altona.

Sie alle eint das Interesse an den Lebensgeschichten der älteren Menschen. Nach dem ersten Kontakt besuchen sie die Senioren und interviewen sie in mehreren Sitzungen. Dann schreiben sie deren Erinnerungen auf, „mit der Absicht, sie in einem Buch wiederzugeben“, sagt Uschi Ziegeler (72). Aktuell ist der vierte Band „Lebenszeit vor dem Vergessen bewahren“ mit elf Biografien erschienen.

Ziel der Biografiearbeit sei es, „die Lebensleistung älterer Menschen zu würdigen“, erklärt Pastorin Friederike Waack. 2011 initiierte sie in der Pauluskirche Altona die Biografiewerkstatt. Entwickelt hatte sie das Konzept als neue Form der Seniorenarbeit bereits auf ihrer vorhergehenden befristeten Projektstelle in der Kirchengemeinde Farmsen-Berne. Dort entstand 2004 eine Biografiewerkstatt, die den Beteiligten so viel Freude bereite, dass sie nach dem Abschluss des Projektes von den Ehrenamtlichen bis heute selbstständig fortgeführt wird.

Auch in der Pauluskirche Altona war das Interesse an der Mitarbeit von Beginn an groß. Per Zeitungsanzeige oder durch die Kirchengemeinde erfuhren viele Teilnehmerinnen von dem Projekt. „Ich stieß in der Gemeinde auf ein schon fertiges Buch, das sich sehr interessant las“, sagt Leiterin Uschi Ziegeler. Die ehemalige Lehrerin schreibt selbst gerne. Auch ihre



Die Autorinnen Helga Thomsen, Uschi Ziegeler, Anke Frenzel, Claudia Dreyer (v. l.) und Karl-Heinz Klopp ...FOTO: R. MAGUNIA

Freundin Claudia Dreyer (68), die als frühere Leiterin einer Justizvollzugsanstalt viel mit den wendungsreichen Biografien der Insassen zu tun hatte, empfindet es als „etwas Besonderes, wenn Senioren uns ihre Vergangenheit anvertrauen, obwohl man sich kaum kennt“, sagt Dreyer.

Bei der Befragung treten oft Dinge zutage, die lange vergessen waren

Die Gesprächspartner finden ebenfalls durch die Gemeinde oder durch Mundpropaganda zur Biografiewerkstatt. Karl Heinz Klopp kam über seine Frau zum Projekt. Sie und ihre beiden Freundinnen, mit denen sie in ihrer Jugend in der Pauluskirche konfirmiert wurde, berichteten zuerst von ihren Lebenserlebnissen. Bei all den Berichten habe sie immer wieder erstaunt, „wie robust die menschliche Seele sein kann und wie viele es geschafft haben, trotz schwerer Kriegszeiten in ein gutes Leben zu finden“, sagt Claudia Dreyer. „Die Erinnerungen sind auch eine Mahnung an uns und an die Nachwelt, wachsam zu sein vor neuen Demagogen“, ergänzt Anke Frenzel (74). Wie sehr sich ältere und heutige Fluchtgeschichten ähneln, zeigt im aktuellen Buch der Bericht eines jungen Iraners, aufgezeichnet von

seiner ehemaligen Deutschlehrerin. Auf ihre Arbeit vorbereitet wurden die Ehrenamtlichen mit einer Schulung. Sie erfuhren dort historische Zusammenhänge, lernten Interviews zu führen, Texte zu schreiben und beschäftigen sich mit dem Thema Trauerbewältigung. „Wir kommen in unseren Gesprächen oft auch an traurige Punkte, bei denen wir sensibel vorgehen müssen“, sagt Anke Frenzel. Zum Abschluss treffen sich die Autorinnen, um gemeinsam über die Texte zu schauen, bevor sie zur Lektorin gehen. „Wir haben ja eine Verantwortung, beim Schreiben zu fokussieren, was uns erzählt wurde“, so Helga Thomsen.

Mit dem gedruckten Band folgt für alle Beteiligten der Höhepunkt: eine feierliche

Buchpräsentation in der Gemeinde und oft auch noch im Seniorenheim oder im Museum. Leider musste die Vorstellung des aktuellen Buches wegen der Pandemie immer wieder verschoben werden. Derzeit ist sie für April 2022 geplant.

Karl Heinz Klopp freut sich, dass er an dem Projekt teilgenommen hat, und verdankt ihm auch selbst neue Erkenntnisse: „Als meine erwachsenen Kinder die Biografie von mir und meiner Frau lasen, waren sie über manches erstaunt und sagten, das hätten wir ihnen ja gar nicht erzählt“, berichtet Klopp. Bei der Befragung kamen Dinge zutage, „an die man im gewöhnlichen Familienalltag gar nicht mehr denkt“, resümiert er.

Bei diesen **Biografiewerkstätten** kann man mitmachen:

Pauluskirche Altona, Kontakt: Uschi Ziegeler, Tel. 850 48 53, E-Mail: urzisch@t-online.de, Helga Thomsen, Tel. 61 18 63 20, E-Mail: info@helga-thomsen.de, www.pauluskirche-altona.de; Kircheng. Farmsen-Berne, Marianne Laaksonen, Tel. 644 65 83, Ingrid Meins, Tel. 643 55 61, E-Mail: Biografiewerkstatt@kirche-in-farbe.de; Kreuz-Kirchengemeinde Wandsbek, Pastor Jan Simonsen, Tel. 69 64 50 40, www.biografiewerkstatt-wandsbek.de



„Lebenszeit vor dem Vergessen bewahren“, 15 Euro. ISBN 978-3-00-066924-8, auch im Buchhandel erhältlich FOTO: BIOGRAFIEWERKSTATT ALTONA

Die Erinnerung wachhalten

Pastor Hanno Billerbeck über das **Gedenken an NS-Verfolgte** und wie er das Thema Jugendlichen heute näherbringt

SABINE TESCHE

Pastor Hanno Billerbeck (61), hat seit 2012 die Pfarrstelle für kirchliche Gedenkstättenarbeit inne. Sein Büro befindet sich direkt in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.

Hamburger Abendblatt: Wie ist es, täglich mit dem Tod und den Verbrechen der Nazis konfrontiert zu sein?

Je intensiver man sich damit beschäftigt, desto leichter ist es, damit zu leben. Aber trotz der Gewöhnung und auch einer gewissen Distanzierung gibt es immer wieder einzelne Aspekte, die neu sind oder einzelne Geschichten, die so bewegend sind, dass es auch Tage gibt, an denen ich dringend mal etwas anderes sehen muss.

Gibt es einen Bereich in der Gedenkstätte, der besonders zum Erinnern einlädt?

Es gibt gleich im Eingangsbereich das Haus des Gedenkens mit den Namen der Toten des KZ Neuengamme, die bekannt sind, und in der Nähe eine parkähnliche Anlage mit einem großen Denkmal und mehreren kleinen Gedenksteinen für einzelne verfolgte Gruppen und Personen. Das ist ein Bereich, der besonders gut zum Erinnern einlädt, finde ich. Dort haben wir bisher immer den Friedensgottesdienst der Nachbargemeinden abgehalten.

Ich möchte, dass die Besucher eine Haltung und Erkenntnis bekommen, dass das, was hier geschehen ist, Verbrechen waren.

Pastor Hanno Billerbeck

Was sollen die Besucher mitnehmen, die Sie durch das ehemalige KZ führen?

Mir ist wichtig, dass sie die Spuren der Geschichte wahrnehmen und realisieren, dass Neuengamme ein Ort war, in dem viele verfolgte Gruppen inhaftiert waren. Es wurden eben nicht nur Juden verfolgt, das haben selbst Ältere oft nicht so im Blick. 90 Prozent der im KZ Neuengamme Inhaftierten waren aus anderen Ländern. Sie haben im Widerstand gekämpft oder sind als Zwangsarbeiter nach Deutschland gekommen und haben sich hier nicht an die Vorschriften der Nazis gehalten. „Arbeitsbummelei“ reichte oft schon als Grund oder ein dummer Zufall. Aufzuzeigen, wohin Diskriminierung und Ausgrenzung führen kann, das ist für mich das Wichtigste.

Die meisten Zeitzeugen sind tot, wird es dadurch schwieriger, die Erinnerung an den Schrecken noch wachzuhalten?

Natürlich sind Gespräche am intensiv-

ten, wenn Leute die Zeit selber miterlebt haben. Es gab bis vor Kurzem auch bei uns Ehrenamtliche, die sich an die Nazi-Zeit erinnern konnten, aber die sind jetzt nicht mehr aktiv, weil sie zu alt sind. Ein Ehrenamtlicher, der sich engagiert, hatte eine Mutter, die im KZ Ravensbrück war, weil sie als Christin Verfolgten geholfen hat. Aber auch Jüngere können sehr engagiert über die Nazi-Zeit berichten. Das Anliegen unserer Ehrenamtlichen ist, dass Besucher ihr Wissen nicht nur von Tafeln ablesen, sondern auch im Herzen begreifen, dass das, was hier geschehen ist, absolutes Unrecht war.

Sie führen Konfirmandengruppen über das Gelände, welche Fragen werden oft gestellt? Die häufigsten Fragen drehen sich um die Wege und Geschichten der Verfolgten.

Was ich oft erlebe, ist, dass junge Leute, wenn sie sich die Biografien der Verfolgten durchlesen, nicht verstehen, was der Verfolgungsgrund war. Dass man ins KZ kommen konnte, wenn man die falschen Sender gehört oder Flugblätter verteilt hat oder obdachlos war. Sie können sich nicht vorstellen, dass so etwas eine so dramatische Folge haben kann. Wenn da steht, er oder sie kommt aus einer jüdischen Familie, dann fragen die Jugendlichen: Ja und, was macht das für einen Unterschied? Das finde ich ganz gut, denn das zeigt ihre Unvoreingenommenheit.

Wie bringen Sie den jungen Leuten das Thema Gedenken an die NS-Zeit näher?

Ich frage vor allem nach, was sie schon wissen, und lasse sie erzählen. Und versuche dann an Themen anzuknüpfen, zu

denen sie spezielle Fragen haben. Bei der Führung im Gelände gehe ich an die Orte, von denen die Jugendlichen berichtet haben, zum Beispiel die Arbeitsplätze oder Unterkunftsbaracken. Ich möchte, dass sie eine Haltung entwickeln und erkennen, dass das, was hier geschehen ist, Verbrechen waren.

Haben Sie die Erfahrung gemacht, dass die Besucherinnen und Besucher über die Nazi-Zeit gut informiert sind, oder nimmt das Wissen darüber inzwischen eher ab?

Das schwankt sehr, selbst Konfirmanden wissen manchmal Dinge durch Internetrecherchen, über die ich nur staunen kann. Dann gibt es aber auch Erwachsene, die nur sehr ungefähr wissen, wann und wie lange die NS-Zeit war. Entscheidend ist für mich aber, ob die Besucher neugierig sind. Wenn Leute sich darauf einlassen können, findet man auch Themen, an die man anknüpfen kann.

Ältere Generationen, die nach dem Krieg geboren wurden, empfinden oft noch ein Schuldgefühl angesichts der Nazi-Verbrechen durch Deutsche. Erleben Sie das Schuldgefühl auch bei Jugendlichen?

Erstaunlicherweise kommt dieses Schuldgefühl auch bei Jugendlichen vor, auch wenn das oft die Urgroßeltern waren, die die Nazi-Zeit erlebt haben. Aber die Chance ist groß, dass unter den Vorfahren einer dabei war, der Täter war. Es ist oft schwer für die jungen Menschen, das zu begreifen. Was mich sehr geprägt hat in meiner Anfangszeit, ist eine schwedische Überlebende, die hierher zum Gedenken kam. Es sind immer wieder Deutsche auf sie zugekommen, die darum baten, dass sie ihnen verzeihen möge. Sie sagte dann: „Du hast nichts getan, da gibt es nichts zu verzeihen. Aber wenn du eine Last spürst, dann finde heraus, wer sie dir auferlegt hat.“ Denn dieser eigene Druck, diese ständige Schuldwolke über einem, verhindert ein konstruktives Auseinandersetzen mit dem Thema.

Welchen Umgang mit Holocaust-Gedenkstätten wünschen Sie sich für die jetzige und künftige Generation?

Da möchte ich die Tochter eines verfolgten Sinto zitieren, der es wichtig ist, hier regelmäßig Blumen niederzulegen und Kerzen zu entzünden. Sie sagt, das sei das, was wir jetzt noch tun können. „Unsere Eltern sollten ausgemerzt und vergessen werden – diesem Vergessen können wir einen Strich durch die Rechnung machen, indem wir die ermordeten Sinti würdigen und an sie denken.“ Genauso ist es, wenn wir uns aktiv an andere Verfolgte erinnern. Denn die Nazis hatten die Idee, eine heile Welt zu schaffen, in dem man alle umbringt, die stören. Genau mit diesen Leuten, die die Nazis loswerden wollten, muss man sich beschäftigen, ihre Lebensläufe aufschreiben, ihre Bilder anschauen, ihre Namen und Todestage erinnern. Nur so kann man dem Ziel der Nazis, alle Erinnerungen an diese Unerwünschten auszulöschen, einen Riegel vorschieben.



Pastor Hanno Billerbeck in der Gedenkstätte Neuengamme FOTO: M. RAUHE



Theologe und Journalist Andreas Hüser
über bedeutungsvolle **Namen von Kirchen**

Quer gedacht

:: Michael, Katharina, Petrus – das sind Namen, die bekannte Hamburger Kirchen tragen. Wozu haben Kirchen Namen? Der Brauch ist alt. Die ersten Christen trafen sich an den Gräbern von Märtyrern. Später wurden Reliquien von Heiligen in die Kirchen eingesetzt. So war man den Glaubenszeugen ganz nah und hoffte auf ihren Schutz. Die Hauptkirche St. Petri trägt ihren Namen schon seit 1220.

Heute aber treten in Hamburg ganz neue Namen auf – weil gerade neue katholische Pfarreien gebildet werden. Die Hamburger etwa haben ihre Pfarrei nach Maximilian Kolbe benannt, einem polnischen Franziskaner, der 1941 im KZ Auschwitz für einen anderen Mann in den Tod gegangen war. Eine außergewöhnliche Patronin bekommen die Gemeinden im Raum Niendorf-Lurup: Josefina Bakhita. Nur Kenner wissen, wer das ist. Josefina wurde 1869 im Sudan geboren. Mit sieben Jahren wurde sie von Sklavenjägern auf dem Feld entführt. „Bakhita“, die Glückliche, so haben sie ihre „Eigentümer“ genannt. Ihren richtigen Namen hatte sie vergessen, nachdem sie fünfmal auf Sklavenmärkten verkauft worden war. Die Namen ihrer Besitzer wurden in ihre Haut gebrannt, sie wurde geschlagen und gedemütigt. Am Ende geriet Bakhita an einen italienischen Konsul. Dieser schenkte sie einem Freund, der in Venedig ein Kindermädchen brauchte.

Als der Kaufmann auf Reisen ging, brachte er Bakhita in einem Kloster unter. Unter den Schwestern ging es ihr so gut wie nie. Sie ließ sich taufen, bekam den Namen Josefina (Giuseppina) – und wollte bald nicht mehr weg. Der Kaufmann aber wehrte sich, erst ein Gerichtsprozess brachte Josefina die Freiheit. 45 Jahre lang lebte sie im Kloster, meist an der Klosterpforte. Wegen ihrer Freundlichkeit wurde die Ordensschwester bekannt. Man nannte sie nostra madre moretta („unsere kaffeebraune Mutter“). Manchmal aber, in ihren Träumen, kehrten die Erinnerungen zurück. Ihre letzten Worte waren: „Bitte löst meine Ketten. Sie sind so schwer!“

Wenn sich Hamburger Gemeinden den Namen der Sklavin geben, dann geht es nicht nur um diese spannende Geschichte. Als freie Menschen leben, Opfern von Tyrannei helfen und gegen Sklaverei – gleich welcher Art – zu kämpfen, dazu verpflichtet der Name Josefina Bakhita.

ENTDECKT

Zum Nachhören: Vortrag über die Systemrelevanz von Kirchen

:: In der Corona-Krise wurde und wird die Frage nach der Systemrelevanz der Kirchen gestellt. Andree Burke, Referent für Personalentwicklung und Fortbildung im Erzbistum Hamburg, weitet die Frage auf die Seelsorge aus. In ihr sieht er eine Praxis der Menschenwürde, die jede Frau und jeder Mann ausüben kann. Für seinen Vortrag „Doing dignity – Seelsorge und Systemrelevanz“, in dem er diese These weiter ausführt, ist er in diesem Jahr mit dem Publikumspreis der Salzburger Hochschulwochen ausgezeichnet worden.

Der Vortrag ist nachzuhören unter:
salzburger-hochschulwochen.at/publikumspreis



AUSGESUCHT

Zum Mitmachen: Trauerzentrum mit neuer Veranstaltungsreihe per Zoom

:: Das Katholische Trauerzentrum und Kolumbarium St. Thomas Morus in Stellingen lädt in der neuen digitalen Veranstaltungsreihe „Montags um sechs“ zu Information und Begegnung, Gespräch und Gottesdienst ein. Das Zentrum will auch online per Zoom Trauernde und Interessierte ansprechen. So gibt es am 1. November um 18 Uhr einen Filmgottesdienst unter dem Motto „... denn sie werden getröstet werden“. Am 8. November geht es darum, wie Viktor Frankl und die Logotherapie bei Trauer und Leid helfen können. Eine Anmeldung ist erforderlich.

Informationen und Kontakt: Diakon Stephan Klinkhamels, Tel. 54 00 14 35,
trauerzentrum-hamburg.de



GESEHEN

Zum Ausprobieren: Seminartag am Ewigkeitssonntag

:: Am 21. November ist Ewigkeitssonntag. Was aber ist „Ewigkeit“? Das kurze Hochgefühl beim Sport oder auf der Tanzfläche? Der Zustand tiefen Friedens beim Meditieren? Kurze Momente und Gefühle, die das Leben lebenswert machen, sich aber nicht einfangen lassen? Die Einrichtung „Kirche im Dialog“ und das „Institut für Populärmusik“ der Nordkirche gehen am 21.11. von 12 bis 20 Uhr gemeinsam mit Yogalehrerin und Psychologin Mona Lanz auf die Suche nach Ewigkeitsmomenten. Der Seminartag „Expedition Ewigkeit“ bietet Gelegenheit, einen Schritt aus dem Alltag herauszutreten und über Yogaübungen, Klänge, Geräusche und Gedankenimpulse dem nachzugehen, was Ewigkeit bedeuten und sein kann.

Seminar am 21.11.: Teilnehmekosten: 20 Euro/erm. 10 Euro; Saal der Kirchengemeinde Otten- sen; Ottenser Marktplatz 6. Anmeldung bei: emilia.handke@kirche-im-dialog.nordkirche.de

EMPFOHLEN

Zum Hingehen: Stärkungsgottesdienst für Frauen

:: „Trotz allem“ nennt sich der Gottesdienst, der jedes Jahr am 25. November, dem internationalen Tag gegen Gewalt an Frauen und Mädchen, gestaltet wird. Der Gottesdienst in der Hl. Dreieinigkeitskirche wird nur unter Frauen gefeiert. Er beginnt um 19 Uhr mit einem Grußwort von Hauptpastorin und Pröpstin Astrid Kleist und ist für alle Frauen, die sexualisierte Gewalt erfahren haben und für jene, die andere darin unterstützen, Erlebtes zu bewältigen. „Gewalt darf nach Gottes Willen nicht sein!“ ist die Botschaft dieses Gottesdienstes. Er benennt, was ist und worüber oft geschwiegen wird, und möchte Frauen bestärken zu ersten und weiteren Schritten aus der Gewalt. Mit dem „Trotz-allem-Gottesdienst“ feiern Frauen seit bald zwei Jahrzehnten mit und für diejenigen, die Stimme und Hoffnung verloren haben. Mitarbeiterinnen verschiedener Frauenberatungsstellen sind unterstützend vor Ort und offen für Gespräche.

Gottesdienst 25.11., 19 Uhr. Hl. Dreieinigkeitskirche, St. Georgs Kirchhof 3, Weitere Informationen: trotz-allem-gottesdienst.de



FOTOS: ROLAND MAGUNIA, JESSICA DIEDRICH, STEPHAN KLINKHAMELS, ULF WERNER



Über die eigenen Probleme reden hilft oft: Einem Pastor oder einer Pastorin kann man seine Sorgen getrost anvertrauen.

FOTO GETTY IMAGES

Natalia ist 16. Zu Hause ist es furchtbar. Alkohol, viel Geschrei, ihr kleiner Bruder bekommt sogar manchmal Schläge. Aber das weiß keiner. Sie ist gut in der Schule, funktioniert auch sonst im Leben und erfindet manchmal kleine Lügen. Niemand soll wissen, wie es in ihrer Familie zugeht. Aber sie hält es nicht mehr aus. Immer öfter muss sie heimlich weinen. Und sie hat Angst, dass irgendwann alles aus ihr herausbricht. In der Schule womöglich, wie peinlich! Natalia weiß, dass sie zum Jugendamt gehen könnte. Da würde sie Hilfe bekommen, davon hat sie schon öfter gehört. Aber sie hat Angst davor. Was werden die tun? Und was wird ihre Familie dazu sagen? Würde sie als Verräterin dastehen und plötzlich ganz alleine sein? Sie traut sich nicht. Soll sie mit dem Lehrer sprechen? Der ist nett, aber was, wenn er dann gleich die Eltern anruft? Wie ein dicker Kloß sitzt ihr die Rat- und Sprachlosigkeit im Hals.

Nach einem Gespräch mit der Pastorin zum Jugendamt

Vor zwei Jahren ist Natalia konfirmiert worden. Das war ein schönes Fest, es blieb sogar friedlich. Auch die Pastorin hat sie in guter Erinnerung. Und ihr fällt ein, dass sie da etwas über Seelsorge gelernt hat und über Schweigepflicht. Eine Pastorin darf keine Geheimnisse verraten, es ist ihr richtig verboten, sie würde sonst Ärger bekommen. Mit einem kleinen, hoffnungsvollen Gefühl von Sicherheit macht Natalia sich auf den Weg. Zweimal spricht sie mit der Pastorin, es tut ihr gut. Und dann geht sie doch zum Jugendamt. Die vertraulichen Gespräche haben ihr geholfen, die richtige Entscheidung zu treffen.

Natalia könnte auch ein 39-jähriger Mann sein, der mit seiner Depression nicht mehr zurechtkommt. Oder eine 64-jährige Großmutter, die ihre Enkel nicht sehen darf. Menschen können in Situationen geraten, in denen sie Schutz- und Vertrauensräume brauchen, um Belastendes loszuwerden und Wege nach vorn zu su-

Seelsorgegespräche bleiben vertraulich

Warum ist das so, dass man Pastorinnen und Pastoren alles sagen kann? Bischöfin Kirsten Fehrs antwortet auf diese Frage

chen. Bei guten Freunden und Angehörigen kann man die finden. Aber manchmal gibt es die nicht, oder die Scham ist zu groß. Manchmal braucht man jemanden mit ein wenig Abstand.

Seelsorge ist die Muttersprache der Kirche. Kein Mensch soll allein bleiben mit dem, was ihn zuinnerst beschäftigt, mit Nöten und Ängsten, mit Fragen und Schuld, mit Freude und Hoffnungen. Das ist ja die Kernbotschaft des christlichen Glaubens: Gott ist jedem Menschen nah und lässt niemanden allein. Und das gilt bedingungslos. Auch wer Fehler gemacht hat, wer es sich verdorben hat mit den Mitmenschen und der Welt, soll sich auf diese unbedingte Nähe verlassen können. Eine Nähe, die selbst dann liebevoll bleibt, wenn Menschen nicht mehr liebevoll sein können. Deswegen ist die Seelsorge so zentral. Darin wird es ganz praktisch, was die Bibel verspricht und was wir von den Kanzeln predigen. Für verwundete Seelen soll es Trost und – im übertragenen Sinne – heilsame Berührung geben. Nachbarn und andere Mitmenschen mögen die Nase rümpfen oder einen – vielleicht zu Recht – verurteilen: Gott bleibt für jeden Menschen in jeder Lebenslage ein freundliches Gegenüber. Seelsorge versucht, davon etwas spürbar werden zu lassen.

Und daher ist der Schutz des Seelsorgegeheimnisses so wichtig. Hier kann ich aussprechen, was mir unangenehm oder

peinlich ist, was mir vielleicht Ablehnung und Verurteilung einbringen könnte. Was ich im geschützten Raum sage, ist vertraulich und soll mir nicht schaden. So praktiziert es die christliche Kirche seit 2000 Jahren. Zutiefst bewegende Erfahrungen kann ein Pastor oder eine Pastorin in der Seelsorge machen, manchmal sogar kleine Wunder erleben: Für eine scheinbar ausweglose Situation findet sich doch noch das versöhnliche Wort, der versperrte Weg nach vorne ist plötzlich wieder offen. Unlösbares wendet sich zum Guten.

Weil ein solcher Schutz- und Vertrauensraum so lebenswichtig werden kann, haben sich über die Jahrhunderte das Beicht- und das Seelsorgegeheimnis entwickelt. Das Seelsorgegeheimnis schützt solche Gespräche auch rechtlich. Die Pastorin, der Pastor soll nicht nur nichts, sie bzw. er darf von den ihnen anvertrauten und mit ihnen besprochenen Dingen nichts weitererzählen. Niemandem. Wer die Schweigepflicht verletzt, bekommt straf- und dienstrechtliche Probleme.

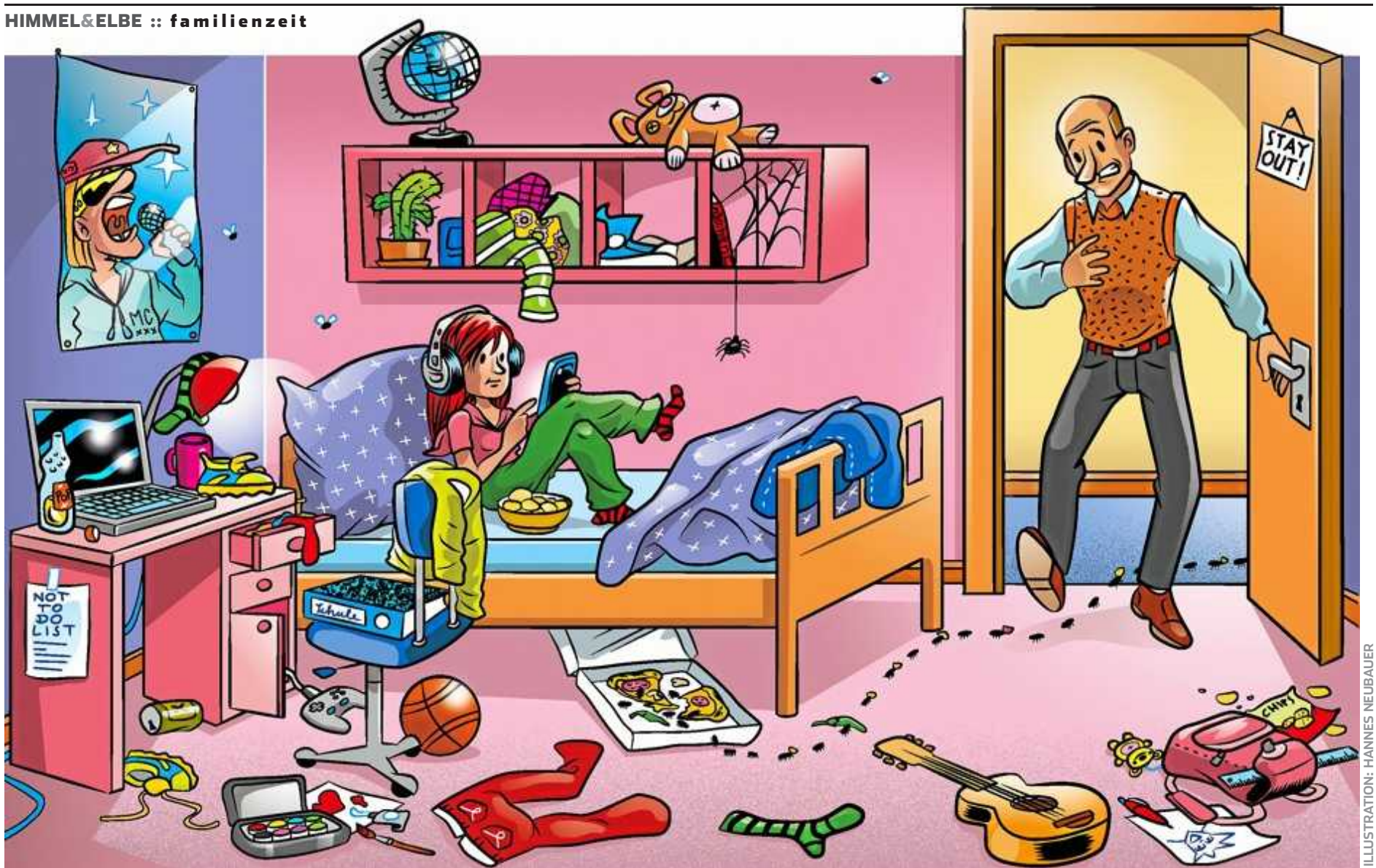
Diesen Vertrauensschutz akzeptiert auch das staatliche Recht. Es geht bei der Seelsorge sogar noch eine Spur weiter: Während eine Ärztin oder ein Rechtsanwalt vor Gericht aussagen muss, wenn die betroffene Person von der Schweigepflicht entbindet, bleibt für eine Pastorin hier noch Spielraum. Sie kann sich auch dann noch auf ihre seelsorgerliche

Schweigepflicht berufen, wenn sie davon entbunden wurde. Überhaupt kein Spielraum bleibt allerdings bei der Beichte, also dem bewusst gestalteten „Gespräch zu dritt“, mit Gott in der Mitte: „Das Beichtgeheimnis ist unverbrüchlich“, heißt es so kurz wie klar. Was jemand in der Beichte einem Pastor anvertraut, „beichtet“ eben, darf und wird dieser niemals irgendjemandem sagen. Unter keinen Umständen, auch nicht mit Zustimmung des Beichtenden. Wenn es um Straftaten geht, ist dieser Schutz des Beichtgeheimnisses von großer Bedeutung.

Der Schutz von Schutzbedürftigen wurde verhindert

Damit ist dann auch gleich eine Schattenseite angesprochen, die das Seelsorgegeheimnis haben kann. Auch im Raum der Kirche ist es bekanntlich zu Straftaten gekommen – das hat uns die Aufarbeitung sexualisierter Gewalt unmissverständlich und bedrückend vor Augen geführt. Manchmal wussten Pastorinnen oder Pastoren davon – und haben unter Berufung auf das Seelsorgegeheimnis geschwiegen. Sicherlich haben die meisten dies früher nach bestem Wissen und Gewissen getan. Dennoch ist hier das Gegenteil passiert von dem, was die Regelungen eigentlich möchten: Sie haben gerade nicht geschützt, sondern Schutz von Schutzbedürftigen verhindert. Pastorinnen und Pastoren lernen deswegen heute, besonders aufmerksam und verantwortlich mit dem Seelsorgegeheimnis umzugehen. Es gibt Ausnahmesituationen, in denen – natürlich immer in engem Kontakt und mit Zustimmung der betroffenen Menschen – eben gerade nicht geschwiegen werden darf, sondern geredet werden muss. Davon unabhängig aber ist es so wichtig, dass es diese Schutzräume gibt! Und dass Natalia und alle anderen tatsächlich einer Pastorin oder einem Pastor alles sagen können.

Haben Sie eine Frage rund um Glaube und Kirche? Schreiben Sie eine E-Mail: himmel.elbe@kirche-hamburg-ost.de



Gelassen durch die Pubertät

Pickel, Protest und keine Lust auf Schule: Neun Tipps, wie Familien gut durch die **Phasen der Adoleszenz** kommen

SABINE TESCHE

:: Wenn aus Kindern Teenager und schließlich Erwachsene werden, verändern sie sich körperlich, ihre Gefühle fahren Achterbahn, Mutter und Vater werden lästig und peinlich. Wie Eltern und Kinder gut durch die Pubertät kommen, erklärt Matthäus Joskowski, Fachdienstleiter der Jugendhilfe beim Caritasverband für das Erzbistum Hamburg. Beratung gibt es unter: www.caritas-hamburg.de

1. *Ab wann fängt bei Jugendlichen die Pubertät an, was sind die ersten Anzeichen?*
Ein anderer Geruch und das Wachstum der sekundären Geschlechtsmerkmale, sind die ersten körperlichen Veränderungen. Anzeichen sind auch eine Ablösung von den Eltern und die Hinwendung zu Gleichaltrigen. Werte und Regeln werden hinterfragt, nicht mehr so ernst genommen. Adoleszenz bedeutet für Familien eine Veränderung in der Beziehung mit vielen Herausforderungen. Das Kind muss sich an uns reiben dürfen. Wir sollten uns an die eigene Pubertät erinnern.

2. *Mein Kind verändert sich, ich kämpfe mit den Gefühlen, dass es sich von mir löst. Soll ich diese Verletztheit ansprechen?*
Dass es Enttäuschungen gibt, ist völlig normal; dass mich das Verhalten meines Kindes frustriert, auch. Man sollte es begleiten und nicht mit der eigenen Emotionalität überfrachten. Über die eigenen Gefühle sollte man nur reden, wenn das bisher in der Familie üblich war. Doch

manche Eltern bieten dem Jugendlichen dadurch nicht den Raum, sich selber zu entwickeln. Genauso fatal ist es, sich ganz aus der Beziehung mit der Jugendlichen rauszuziehen. Wichtig ist eine Mischung aus Dranbleiben und Loslassen.

3. *Mein Kind redet nicht mehr mit mir, doch ich möchte wissen, wie es ihm geht, was es macht, wo es hingehet?*
Dann muss man sich fragen, ob denn umgekehrt das Kind auch das Recht hat, permanent zu erfahren, wie es mir geht? Mein Sohn oder Tochter hat ein Recht auf Privatsphäre. Es ist ein schwieriger Prozess, das zu akzeptieren. Man sollte aber immer Interesse zeigen an dem, was das Kind bewegt, immer im Kontakt mit ihm bleiben.

4. *Familienleben ist mir wichtig. Muss ich akzeptieren, wenn Sohn oder Tochter sich nicht mehr daran beteiligt?*
Eltern sollten ihren Erziehungsstil nicht ändern und deswegen die Dinge, die ihnen immer wichtig waren, weiter hochhalten. Wenn es einem bisher immer wichtig war, abends gemeinsam zu essen, dann sollte man das dem Jugendlichen sagen. Dann sollte er oder sie erklären, wie oft er oder sie höchstens in der Woche gemeinsam essen möchte, und ich sage als Elternteil, wie oft mindestens. Dann gilt es, Kompromisse zu schließen.

5. *Wie kann ich Grenzen setzen, wenn das Kind sich an keine Verabredung mehr hält und abends sehr spät kommt?*
Wenn Jugendliche sich gar nicht mehr an

Regeln halten, würde ich definitiv dazuraten, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen. Wenn es nur ab und zu geschieht, würde ich schauen, dass man im Kontakt bleibt, und gleichzeitig versuchen, den Fokus weg von meinen Ängsten um das Kind auf mein Wohlbefinden zu lenken. Es ist eine frustrierende Zeit, in der benötigten Eltern einfach viel Kraft. Aber Orientierung geben, Werte und Regeln aufrechterhalten sind wichtig. Was man auf keinen Fall machen sollte, ist, plötzlich Verbote aufzustellen, die nicht zu meiner vorherigen Erziehung passen, das wirkt nicht authentisch.

6. *Schule ist plötzlich unwichtig, die Noten sind schlecht. Was hilft?*
Es gibt Jugendliche, die sind komplett schulabsent oder haben der Schule innerlich gekündigt. Bei solchen Fällen würde ich zu professioneller Hilfe raten. Sind es „kleinere“ Schulprobleme, dass mal geschwänzt wird, die Noten etwas schlechter werden für eine gewisse Zeit, dann würde ich präsent halten, dass Schule und Bildung sehr wichtig sind, aber innerlich damit leben, dass das in dem Alter ganz normal ist. Allerdings sollte man sich als Elternteil dennoch nicht komplett aus der Verantwortung ziehen und denken, das Kind könne ab jetzt alleine entscheiden, ob es zur Schule geht oder nicht.

7. *Mein Kind fängt an zu trinken und zu rauchen, ab wann muss ich mir Sorgen machen?*
Hier würde ich nicht allzu tolerant sein,

vor allem wenn mein Sohn oder meine Tochter schon früh anfängt zu trinken. Ich hatte in der Sprechstunde mal eine Mutter, die ihrem 14 Jahre alten Sohn eine Kiste Bier ins Zimmer gestellt hat, das war für sie ein Zeichen von Zuneigung. Das halte ich für ein völlig falsches Signal. Wenn ein Kind jeden Tag trinkt, wären bei mir die Alarmglocken an. Lieber einmal zu früh als zu spät in die Beratung kommen.

8. *Ich habe das Gefühl, dass mein Kind die falschen Freunde hat - kann ich den Umgang mit ihnen verbieten?*
Man kann dem Kind gegenüber offen ansprechen, dass man seine Freunde nicht für geeignet hält, man diese Freundschaft deswegen nicht unterstützen und sie nicht im Hause haben möchte. Aber verbieten kann ich den Kontakt mit ihnen nicht, ich kann nur einen Wunsch formulieren und mir anhören, warum mein Kind diese Freunde gut findet.

9. *Es gibt nur noch Streit, das Familienleben ist massiv gestört. Ab wann sollte man sich in einer Jugendstelle beraten lassen?*
Alleine wenn mir schon der Gedanke kommt, sollte ich mir ein Angebot suchen. Wenn ich es selber nicht so tragisch finde, jedoch aus meinem Umfeld Signale bekomme, dass es mit meinem Kind sehr schwierig ist, sollte ich aktiv Hilfe holen.

22.11. um 19.30 Uhr: „Pubertät – Gelassen durch stürmische Zeiten“, Peter Holona (Ltg.), Elternschule, Max-Brauer-Allee 134, 10 €, Anm.: peter.holona@hamburg.de, T. 0163/91 09 169